



Annalise Wagner
Stiftung

VIER-TORE-STADT
NEUBRANDENBURG



Annalise-Wagner-Stiftung c/o Regionalbibliothek
Marktplatz 1 | 17033 Neubrandenburg

Verleihung des 33. Annalise-Wagner-Preises

an Herrn Prof. Dr. Carsten Gansel
für das biografische Sachbuch „Ich bin so gierig nach Leben“: Brigitte Reimann, die Biographie
Aufbau-Verlag, 2023

28. Juni 2024, Kulturquartier Mecklenburg-Strelitz in Neustrelitz

DANKWORT

Prof. Dr. Carsten Gansel

„Irgendein Deutscher hat mal das Wort ‚Zivilcourage‘ erfunden“ (Brigitte Reimann) –
Dankesrede zum Annalise-Wagner-Preis 2024 ¹

„Ich benehme mich ganz natürlich, ich sage nur, was ich denke, und tue, was ich sage. Das ist so normal, daß es andere anormal finden“ (Ich bedaure nichts) / „Denken ist die erste Bürgerpflicht, mitreden ist die zweite“ (Die Geschwister) / „Wie kann denn einer seine Ruhe haben wollen in dieser unruhigen Welt“ (Die Geschwister) / Du hast nicht alle Zeit der Welt, und wagst Dauer; weil Du selbst nicht von Dauer bist“ (Franziska Linkerhand) / „Schweigen ist schrecklich, wie eine heimliche Krankheit“ (Alles schmeckt nach Abschied) / „nur nicht schweigen, nur nicht schweigend Falsches mit ansehen, und dadurch es billigen“ (Ich bedaure nichts).

Die Zitatmontage aus Texten von Brigitte Reimann führt mitten hinein in das Leben und Werk einer Autorin, die letztlich den Anlass dafür gibt, dass ich heute vor Ihnen stehen darf und angehalten bin, eine Dankesrede zu halten. Und eine zweite Person, wie Uwe Johnson sagen könnte, ist jene, in deren Namen der Preis vergeben wird, Annalise Wagner. „Meine Stärke oder Liebe in meiner Schreiberei ist stets das biografische Denkmal gewesen“, hat sie einmal notiert. Wobei sie das „biografische Denkmal“ nicht verstanden wissen wollte, als verehrungsvolle Blindheit, sondern als kritische Beschäftigung. Und genau damit sind wir wiederum bei Brigitte Reimann.

¹ Die allgemeine Begrüßung sowie der Dank sind im Haupttext weggelassen. Ebenso der folgende Hinweis: „Wenn ich nachfolgend verallgemeinernd vom Osten und Westen oder von Ost- und Westdeutschen spreche, dann ist klar, dass es sich hier natürlich nicht um homogene Gruppen handelt. Es gibt solche und solche – hier wie da.“ Prof. Dr. Carsten Gansel

Lassen Sie mich kurz an den Anfang zurückkehren, also in jene Zeit, in der gemeinsam mit dem Aufbau Verlag die Überlegung entstand, eine umfangreiche Biographie zu Brigitte Reimann zu schreiben. Dem Verlag war ich seit Mitte den 1980er Jahre verbunden, und 1991 brachten wir eine zweibändige Edition von weitgehend unbekanntem Texten von Johannes R. Becher heraus, „Der gespaltene Dichter“ (1991) und „Metamorphosen eines Dichters“ (1992). Ich war dazu in verschiedenen Archiven gewesen, nicht zuletzt im Zentralen Parteiarchiv der SED, das sich damals noch in der Wilhelm-Pieck-Straße 1 in Berlin befand. Eingezwängt in eine Schulbank lagen diverse unbekannte Materialien zu Johannes R. Becher vor mir. Hinter mir saß Walter Janka, der bis zu seiner Verhaftung 1956 Leiter des Aufbau Verlages gewesen war. Mehrfach hörte ich ihn aufstöhnen und seiner Frau empört zuraunen: „Sieh mal hier. Unfassbar!“. Wenn hier von Archivarbeit die Rede ist, dann ergibt sich wiederum ein Bezugspunkt zu dem, was zur Lebensleistung von Annalise Wagner gehört, nämlich der Aufbau eines Archivs. „Wir müssen unser Gedächtnis an die Geschichte wachhalten, denn ohne dieses Gedächtnis können wir unser Heute nicht begreifen“, hat sie einmal gesagt. Archivarbeit bleibt auch gegenwärtig eine Königsdisziplin für alle jene, die mit Geschichte und Literatur zu tun haben: Historiker, Verleger, Lektoren, Literaturwissenschaftler und Journalisten. Es war nicht zufällig der Romanist Werner Krauss, von den Nazis im Dritten Reich zum Tode verurteilt, nach dem Zweiten Weltkrieg 1946 zunächst zum Professor an die Universität Marburg und ein Jahr später an die Universität Leipzig berufen, der die Position vertrat, dass nur die Sichtung von Archiv- und Originalquellen Neubewertungen und Entdeckungen möglich machen würde. Es reiche schlichtweg nicht, die Auslegung von in der Vergangenheit erschlossenen Fakten vor einen anderen zeitpolitischen Hintergrund zu stellen. Anders gesagt: Wer glaubt, auf neue Archiv- und Quellenstudien verzichten zu können, steht in Gefahr, sich dem jeweiligen Zeitgeist anzupassen und in eine kritiklose Legitimierung des Gegebenen einzustimmen.

Nach dem großen Erfolg der Tagebücher von Brigitte Reimann hatten wir im Aufbau-Verlag eine Auswahl mit „Anregungen für den Unterricht“ herausgegeben. Dabei war ich mir mit Angela Drescher, die das Projekt damals betreute, von Anfang an darin einig, dass mit Brigitte Reimann die Chance bestand, DDR zu erzählen. Und dies jenseits von dem, was der Historiker Martin Sabrow als „Diktaturgeschichte“ bzw. „Diktaturgedächtnis“ bezeichnet. Im Kern geht es darum, den „Unterdrückungscharakter der SED-Herrschaft und ihre mutige Überwindung in der friedlich gebliebenen Revolution von 1989/90“ herauszustellen. Stichworte die fallen sind: Mauer, Stacheldraht, Schießbefehl, Zensur oder Doping. Nun sollen diese Momente keineswegs geleugnet werden, zumal ich über 30 Jahre neben anderen Vorhaben auch derartigen Fragen immer wieder nachgegangen bin. Allerdings wird man mit solchen Schlagworten den Alltag einer Gesellschaft schwerlich erfassen können. Umso problematischer muss es sein, wenn – wie Sabrow sagt – im „öffentlichen Umgang mit der DDR“ seit der Wende zum 21. Jahrhundert die „klaren Schwarz-Weiß-Linien des Diktaturgedächtnisses“, bis hinein in den Schulunterricht, dominieren. Bereits damals war klar: Wer über Brigitte Reimann schreibt, bekommt es mit einem (seit 1989) nicht nur für die Historiographie existierenden Problem zu tun, der Tatsache nämlich, dass „moralisch-politische Urteile der Gegenwart relativ ungefiltert auf die Interpretation der DDR-Geschichte durchschlagen“, so der Historiker Jürgen Kocka schon Anfang der 1990er Jahre. So können „dämonisierende Phantombilder“ entstehen, in denen der einzelne gegebenenfalls weder seine moralischen Niederlagen noch sein "gebremstes Leben" wiedererkennt. Letztlich liefern ost- wie westdeutsche Kritiker über die Bildung von Stereotypen Bilder von der DDR und ihren Autoren, die – gewollt oder ungewollt – an der Neukonstitution eines spezifischen historischen (neu)deutschen Bewusstseins mitwirken und sich aufgrund ihrer Vereinfachungen in ein solches auch widerstandslos einpassen lassen. Dem sollte man, so sich die Chance bietet, eine andere Geschichte entgegenstellen und wenigstens den Versuch machen, die Komplexität der Verhältnisse, ja ihre Widersprüchlichkeit in den Blick zu nehmen. Gerade weil es für Brigitte Reimann zunehmend Zweifel an dem gab, was Uwe Johnson die „Demokratische Republik“ nannte, muss es auch Zuversicht, Hoffnung, Optimismus gegeben haben. Das zu erzählen bzw. einsehbar zu machen, würde auch einer Generation eher angemessen sein, die das kleine Land nach einem verheerenden Krieg und Holocaust aufgebaut hat. Brigitte Reimann gehörte dazu, sie war zwölf Jahre alt, als der Krieg endete, und sie erlebte einen Zivilisationsbruch, auch wenn es den Begriff noch nicht gab. Auf eine menschenfeindliche Gesellschaft folgte eine radikal andere. Diese trat mit neuem Personal an. Der westdeutsche Bildungsforscher Ernst Cloer beschreibt die ersten Jahre der DDR als „Revolution von oben.“ Wer diese Vergangenheit verstehen will, sollte sie nicht vom Ende her bemessen und

auch nicht mit den moralischen Maßstäben der Gegenwart beurteilen. Ist dies der Fall, wird es zu einem Widerspruch kommen zwischen den offiziell präsentierten – nehmen wir mal dieses inflationär gebrauchte Wort – Narrativen und dem, was die vielen Einzelnen an Geschichten erinnern. (Also dem, was man kommunikatives Gedächtnis nennt.) Das ist ein hinreichend bekannter Vorgang, denn das Kollektivgedächtnis ist darauf aus, über Bewertungsakte aus einer Vielzahl möglicher Vergangenheitsreferenzen – Orte, Personen, Ereignisse, Zusammenhänge – jene Elemente auszuwählen, die vor dem Hintergrund gegenwärtiger Interessen und Bedürfnisse als Erinnerungswürdig erscheinen. Da aber in Gesellschaften verschiedene Gruppen- und Kollektivgedächtnisse miteinander in Konkurrenz stehen, existiert eine Art Streit um die Deutungshoheit von Erinnerungen. Freilich ist von vornherein klar, dass das staatlich legitimierte Gedächtnis Dominanz und Hegemonie erlangt und die kollektiven Gegen-Gedächtnisse überlagert und gegebenenfalls ausschließt, ja delegitimiert. Es ist dies ein Vorgang, den man in den letzten 30 Jahren regelrecht studieren kann und der – die Gegenwart bestätigt es – nicht ohne Folgen für das gesellschaftliche Klima bleibt. Warum? Weil sich zu viele im Osten unverstanden und ungesehen fühlen. Anders gesagt, es kommt zur „Auswanderung aus der eigenen Geschichte“ und zu dem, was der Kulturwissenschaftler Dietrich Mühlberg „geistige Heimatlosigkeit“ genannt hat. Dass eine solche „geistige Heimatlosigkeit“ entsteht, hängt auch damit zusammen, dass die vergangene DDR das einzige Land im früheren Ostblock gewesen ist, in dem die kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte zu einem großen Teil in den Händen jener lag und liegt, die sie nicht erlebt haben! Weil dem so ist, ging es beim Schreiben der Biographie von Brigitte Reimann darum, möglichst tief hinabzusteigen in den Zeitschacht und um den Versuch, die damaligen Verhältnisse authentisch zu erfassen, eben mit den idealischen Setzungen und den beginnenden Konflikten. Immer in der Hoffnung, diese Jahre für heutige Betrachter verständlich zu machen. Hier wie da. Dass dies auch im Jahr 2024 kein unbilliges Anliegen ist, das zeigt ein kürzlich erschienener Beitrag, der eine Hoffnung von Christoph Hein ad absurdum führt. Im Gespräch mit mir hatte der 1993 vom Versuch einer „Aufarbeitung (von DDR – C.G.) auf die schnellstmögliche Art durch Vereinfachung“ gesprochen. Und für Hein typisch, er bewertete diesen Vorgang nicht moralisch. Das sei durchaus verständlich. Aber, so seine Vermutung, das „führt dann wahrscheinlich zu einer nochmaligen Arbeit, wenn die ersten Interessen vorbei sind. Genauer gesagt, wenn wir Zeit und Ruhe haben und vielleicht auch eine nützliche Interessenlosigkeit der etwas genaueren Betrachtung“. Die Gegenwart zeigt, die „nützliche Interessenlosigkeit“ gibt es nicht. Ein Exempel ist der angedeutete Beitrag aus der Wochenzeitung „Die Zeit“, in dem es um den Erfolg von drei Autorinnen in den USA und Großbritannien geht, die von der DDR erzählen. Gemeint sind Brigitte Reimann, Jenny Erpenbeck und Katja Hoyer. „Erstaunliche Aufmerksamkeit erhielt in Amerika Brigitte Reimanns neu entdeckter Ost-West-Roman Siblings (Die Geschwister, 1963)“, heißt es. Das sei erklärungsbedürftig, zumal es sich um keinen dissidentischen Text handle. Moniert wird – das gilt auch für Erpenbeck und Hoyer – vor allem eins: „Hier wird mit der DDR zwar gehadert, aber es war nicht alles schlecht. Vor allem im Vergleich zum Westen.“ Zu erkennen sei, dass sich „die Literaturdoktrin der DDR“ tief in Brigitte Reimanns „Geschwister“ eingeschrieben habe. Die hasse nämlich den älteren Bruder, der in den Westen gegangen ist und nunmehr versucht, den jüngeren davon abzuhalten. Über die Fehlinterpretation des Textes will ich hier nicht reden und stattdessen freundlich zu bedenken geben: Sollte es nicht möglich sein, mehr als 30 Jahre nach der Wende ein wenig tiefer zu gehen und der Frage nachzugehen, ob und wie es der Autorin gelungen ist, damalige Wirklichkeit sehr wohl authentisch zu erfassen, anstatt Werturteile zu wiederholen, wie sie in der Zeit des Kalten Krieges nicht anders waren? Ansonsten wird man nicht nachvollziehen können, inwiefern Brigitte Reimann bereits mit der Erzählung „Ankunft im Alltag“ einen Nerv getroffen hatte. Die Leserschriften und die umfangreiche Diskussion, die bis zu Anleitungen für Buchgespräche in Bibliotheken reichen, belegen etwas, das rückblickend nur schwer einleuchten mag: einen Idealismus, der allem Anschein nach die „arbeiterliche Gesellschaft“ (Wolfgang Engler) in der DDR jener Jahre auszeichnete und dem Brigitte Reimann mit ihrer Erzählung offensichtlich nah gekommen war. Wolfgang Engler hat mit dem Begriff der „arbeiterlichen Gesellschaft“ die vielfältigen Reaktionsweisen zu erfassen gesucht, die Arbeiter in der Produktion ausmachten. Unabhängig davon, wie diese Arbeiter und Angestellten sich zum DDR-Sozialismus stellten, konnten sie sich ihres Arbeitsplatzes und ihrer gesellschaftlichen Stellung sicher sein. Das war ein Moment, das Selbstbewusstsein produzierte. Brigitte Reimann hat dies ganz praktisch in der „Schwarzen Pumpe“ erfahren, und sie erfasst es in „Ankunft im Alltag“, wenn man nur genau genug liest. Dass das für westliche Beobachter damals nur schwerlich eingängig war, ist nachvollziehbar. Uwe Johnson hat in seinem Essay „Berliner Stadtbahn“ (1961), den er vor dem Mauerbau 1961 schrieb,

davon gesprochen, wie die beiden „Herrschaftsordnungen, unter denen entlang der Grenze gelebt wird“, das Betragen der verwalteten Bürger verändert haben. Sempel erscheinende Verhältnisse wie der Arbeitsvertrag oder eine Freundschaft würden anders kalkuliert und erschienen entsprechend als „verschiedenes Verhalten“. Der Grund liege darin, dass sie auf andere Bezüge ausgerichtet seien. Wenn nun aber jemand die Grenze überschreite von Ost nach West oder eben umgekehrt, dann führe er mit sich „Gewohnheiten und Überlegungen, für die ihm diesseits plötzlich die Anlässe fehlen. Er wird an seinen Nachbarn bemerken, daß sie Dinge nicht beachten, über die er erschrickt. Er wird sie beobachten bei Streitigkeiten, die er geringschätzen oder in der Öffentlichkeit vermeiden würde. Wo sie locker sind, ist er bedenklich.“ Und es folgt der markante Satz: „Echtes Ausland ist selten so fremd.“ In Brigitte Reimanns Erzählung „Die Geschwister“ (1963) wird die Ich-Erzählerin Elisabeth fast identisch empfinden. Als sie bei einem Besuch im Westen die Leute beobachtet, fragt sie sich erschrocken, in welcher Sprache die reden: „Sie sprachen Deutsch, und ich hörte die deutschen Vokabeln und kam mir dennoch vor wie eine unerkannte Reisende in einem fremden Land. Ich dachte: Als ich voriges Jahr in Prag war, fühlte ich mich wie zu Hause, und wo immer ich ging, die tschechischen Laute im Ohr, war ich keinen Augenblick lang Ausländerin.“

Uwe Johnson und Brigitte Reimann liefern hier Hinweise auf unterschiedliche Mentalitäten in Ost und West. Die Erzählungen von Brigitte Reimann belegen zudem den entscheidenden Einfluss, den sozial-kulturelle Faktoren auf die Ausprägung einer Mentalität in historischer, regionaler, gesellschaftlicher Hinsicht besitzen. Liest man die Geschichten von der „Ankunft im Alltag“ und den „Geschwistern“ genau, dann wird offenbar, dass zu der erzählten ostdeutschen Mentalität Denkweisen, Gefühlslagen, politische und moralische Auffassungen gehören, ebenso eine bestimmte Stellung zu Sexualität und Liebe, das Erleben von Individuum, Familie und Gesellschaft sowie die Bedeutung von Arbeit, das ästhetische Empfinden, Ängste und Erfahrungen. All das ist in Brigitte Reimanns Erzählungen archiviert und macht sie bis heute nicht nur zu einem spannenden Zeitdokument, sondern liefert eigentlich auch Erklärungen für gegenwärtige Dissonanzen zwischen Ost und West. Die Unterschiede sind bis heute geblieben, und sie sollten als etwas durchaus Normales angesehen werden, ja als Chance für ein demokratisches Miteinander. Mit Umerziehung, Einredung, Didaxe, Propaganda und letztlich asymmetrischer Kommunikation ist dem nicht beizukommen. Ulrich Plenzdorf hat das Besondere im Gespräch mit mir 1996 so auf den Punkt gebracht: „Dass die DDR tot ist, das ist Legende. Alle diese Leute, die einmal DDR waren, leben noch.“ Das bedeutet eben auch: Die Ostdeutschen in der „geschlossenen Gesellschaft“, wie ein verbotener Fernsehfilm Ende der 1970er Jahre hieß, befanden sich in permanenter Auseinandersetzung mit den politischen Gegebenheiten. Und egal, ob man diesen zustimmte oder widersprach: Die Auseinandersetzung beförderte den kritischen Geist, die Entwicklung von Persönlichkeiten und eben das, was man Individualisierung nennt. Man musste sich selbst und die Dinge ständig hinterfragen. Heute so zu tun, als seien die Losungen und Parteitage das Leben gewesen, ist absurd. Ebenso absurd ist die Begründung, Ostdeutsche hätten ein Demokratiedefizit, weil sie die Bundespolitik kritischer sehen als Westdeutsche. Das Gegenteil ist der Fall. Die Menschen reagieren so sensibel, weil sie erfahren haben, was mangelnde Demokratie bedeuten kann. „Der Geist bei uns lebt illegal! Was für eine Welt!“, schreibt Brigitte Reimann 1956. Diese Erfahrungen gehen ein in einen Text, an dem Brigitte Reimann in dieser Zeit schreibt. Ich zitiere daraus: „Verwerflich, armselig der Künstler, der sich fürchtet – vor Kritikern, Verlegern, Kunstkommissionen oder jenem anonymen ‚Maßgeblichen‘, der Wahrheit nicht ungeschminkt zu sagen wagt, der sich selbst zensuriert, hier ein Stück von der Wahrheit abzwackt, dort ein Stück rosa überpinselt; der mit der linken Hand schreibt oder malt und mit der rechten nach einem Preis greift“, so reflektiert die Ich-Erzählerin in Brigitte Reimanns „Das Mädchen auf der Lotosblume“, einem grandiosen Romanfragment aus dem Jahre 1957. Die Erzählung wäre mit einiger Sicherheit in der DDR nicht erschienen. Aber die Geschichte weist über sich hinaus in die Gegenwart, in der es allen Ernstes Bestrebungen gibt, die Kunstfreiheit aufzukündigen. Diese könne nämlich zu Werken führen, die „ziemlich unsensibel gegenüber der sozialen Wirklichkeit sind“. „Sensible Kunst“, „sensible Literatur“, „sensible Malerei“? Das ist keine Kunst, so hätte mit einiger Wahrscheinlichkeit Brigitte Reimann gesagt und würde wie Christa Wolf darauf verweisen, dass Konflikte sie zum Schreiben gebracht haben. Und wäre sie später der um eine Generation jüngeren Herta Müller begegnet, dann könnte es sein, dass sie wie diese Widerstand nicht nur im Schreiben als „moralische Geste“ gesehen hätte. Er, der Widerstand, – so Herta Müller – „begann im eigenen Schädel, im Alleinsein mit seinem eigenen Bild. Er kam aus dem Festhalten an moralischen Vorstellungen von sich selbst. Aus dem

Bedürfnis, trotz aller lebenslänglichen Konsequenzen anständig zu bleiben.“ Anständig bleiben, das ist eine Verhaltensmaxime, die sich aus den Erfahrungen in der Diktatur ergibt, die aber bis in die Gegenwart gültig bleibt. Petzen, Hinweisgeben, Denunzieren, das gehört nicht dazu! Anstand, Wahrheit und Wahrheitssuche jenseits der „einfachen Wahrheiten“, Wahrhaftigkeit, Zivilcourage, das sind Parameter, die für Brigitte Reimann zählen und die sie dann im Festhalten an ihrem großartigen Roman „Franziska Linkerhand“ umsetzt: „Nur nicht schweigen, nur nicht schweigend Falsches mit ansehen, und dadurch es billigen“. Damit schließt sich der Bogen, und wir sind wieder in der Gegenwart!

Prof. Dr. Carsten Gansel

ist Professor i. R. für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Gießen. Er arbeitete unter anderem zu Gotthold Ephraim Lessing, Hermann Hesse, Hans Fallada, Johannes R. Becher, Hans Werner Richter, Otfried Preußler, Uwe Johnson, Anna Seghers, Brigitte Reimann, Christa Wolf, Jenny Erpenbeck, Erich Loest oder Erwin Strittmatter. Lehr- und Forschungsschwerpunkte sind die Deutsche Literatur des 19.-21. Jahrhunderts, Deutsche Literatur nach 1945 (DDR, Bundesrepublik), System- und Modernisierungstheorie, kulturwissenschaftliche Gedächtnisforschung, Kinder- und Jugendliteratur, Medien- und Filmanalyse, Literaturkritik, Popkultur und Adoleszenzforschung, Evolution und Literatur, Narratologie. Als Autor und Herausgeber von über 100 Werken und mehr als 400 Publikationen verantwortete er u. a. die Neuedition von Heinrich Gerlachs »Durchbruch bei Stalingrad« (1945/2016), die er 2012 in einem russischen Militärarchiv auffand. Die Edition sorgte international für Aufsehen und wurde in mehrere Sprachen übersetzt. Auch seine Biographie zu Otfried Preußler wurde hochgelobt. Carsten Gansel ist vielfältig engagiert, u. a. als Sprecher des Wissenschaftlichen Beirates der Arbeitsstelle für Lessing-Rezeption, als Vorsitzender der Jury zur Verleihung des Uwe-Johnson-Literaturpreises sowie des Uwe-Johnson-Förderpreises, als Vorsitzender der Mecklenburgischen Literaturgesellschaft, als Vorsitzender der Christa-Wolf-Gesellschaft, als Mitglied des PEN-Zentrums Deutschland. 2017 wurde er mit dem Bundesverdienstkreuz geehrt und 2024 in die Leibniz-Sozietät gewählt. Prof. Dr. Carsten Gansel ist in Neubrandenburg zu Hause. (Stand 2024 / 05)